

Allan Guggenbühl: Mythen, Dramen Körperbilder – Wonach Jungs suchen¹

Allan Guggenbühl ist seit 1984 Leiter der Abteilung für Gruppenpsychotherapie für Kinder und Jugendliche an der kantonalen Erziehungsberatung der Stadt Bern und Direktor des Instituts für Konfliktmanagement in Zürich. Daneben arbeitet er seit 1996 als analytischer Psychotherapeut mit eigener Praxis in Zürich und seit 2002 als Professor an der PH Zürich. Er hat das Mythodrama entwickelt, das bei der Behandlung kriegstraumatisierter Kinder eingesetzt wird. Er ist außerdem Referent, Ausbilder und Autor zahlreicher Fachbücher und Artikel zu den Themen Jungen- und Männerarbeit.

„Wenn es in der Schule keine Jungen gäbe, wäre diese ein Paradies.“ Mit diesem Ausspruch einer Lehrerin eröffnete der Referent seine Ausführungen und zeichnete damit sogleich ein Bild, das eine breite Schweizer Öffentlichkeit heute von Jungen malt oder doch übernimmt: Sie sind das „störende Geschlecht“. Über 50% der Jungen in der Schweiz erhalten heute die Diagnose „verhaltensauffällig“, oft mit Begriffen wie ADHS, Legasthenie medizinisch-psychiatrisch verklausuliert. Männliches Verhalten wird damit pathologisiert und stigmatisiert. Jungs nehmen sich dieser Fremdzuschreibungen oft an: „Etwas stimmt nicht mit mir.“ In dieser Wahrnehmung scheint die Lösung einfach: Wenn Jungs sich nur ändern, dann wird die Welt auch besser. So landen viele Jungen in Beratungsstellen und Therapiezentren, die sie selten freiwillig aufsuchen. Jungen sind jedoch Symptomträger einer sich ändernden komplexen Wirklichkeit. Guggenbühl stellte klar, das Männlichkeiten und Weiblichkeiten entsprechend

gesellschaftlicher Vorgaben oder Erwartungen inszeniert werden. Erstere passen aber in ihrer tradierten Form immer weniger in einen modernen Kontext. Schule ist ein „weibliches Biotop“, dies nicht, weil überwiegend weibliche Lehrkräfte dort arbeiten, sondern weil die dort praktizierte Pädagogik Jungen kaum Orientierungsmöglichkeiten bietet. In diesem „Biotop“ sind männliche Inszenierungsformen von übersteigter Präsenz, Auseinandersetzung, Grenzüberschreitung und Kampf mit einem Tabu besetzt oder werden stigmatisiert. Der Referent warnte davor, Jungen zu verlieren, da sie über (pädagogische) Angebote nicht mehr zu erreichen sind. Jungen fehlen Entwicklungsorte, die ihnen entsprechen. Sie brauchen andere Herausforderungen als Mädchen und darüber hinaus auch die Möglichkeit des Scheiterns, um sich an Aufgaben heranzuwagen. Das klingt in der Tat nicht nach dem oben gewünschten Paradies, aber auch nicht nach Langeweile.

Subkulturen ersetzen für Jungen, insbesondere für jene mit Migrationshintergrund eine tradierte oft nur noch in Teilen reale Lebenswelt. Die Bedeutung dieser Subkulturen, alternative, mitunter parallele Lebenswelten, für Jungen wird vom Referenten in einem zweiten Schritt ausführlich dargestellt. Guggenbühl illustrierte mit Beispielen, in denen sich Jungen mit einer bestimmten Kleidung, entsprechendem Habitus und alternativen Sprachgewohnheiten zu einem bestimmten Stadtviertel oder einer Gruppe bekennen. Er berichtete von neuen Mutproben als Codes der Verständigung und beschrieb, bestimmte Ziele, die sich männliche Jugendliche suchen (z.B. Ersparen eines Auto) und für die sie bereit sind, sich „anzustrengen“, sprich: zweitweise anzupassen. Anpassung ist allerdings eine Fähigkeit, die Jungen, im Gegensatz zu vielen Mädchen (Stichwort Anpassungssyndrom), besonders schwer fällt.

¹ Zusammenfassung eines Vortrages auf dem Fachtag der LAG Jungenarbeit BW am 19. Mai 2014: „Jungen- Mythen, Rollen, Körperbilder“

(Schulischer) Erfolg hängt aus Sicht des Referenten nicht nur von kognitiven Kompetenzen, sondern gerade von der Anpassungsfähigkeit an das „System Schule“ ab. Diese Fähigkeit ist besonders Jungen fremd. Mädchen inszenieren häufiger Interesse, auch wenn dieses nicht echt ist, während Jungen sich eher verweigern, provozieren oder Grenzen überschreiten. In einer Form von „Grandiosität“, wie Guggenbühl dieses Phänomen nennt, überschätzen Jungen häufiger ihre Fähigkeiten als Mädchen und ecken damit auch im Bildungssystem an.

Guggenbühl analysierte in einem weiteren Schritt den Unterschied der weiblichen und männlichen Sprache, ein wichtiger Schlüssel, um zu verstehen, wie Jungen „ticken“. Das Sprechen von Mädchen und Frauen stellt Beziehung her, zielt auf Konsens und Anpassung, dient mitunter auch der Verschleierung – wie Sprache, nach Auffassung des Referenten, überhaupt. Das männliche Sprechen ist tendenziell eher direkt und sachbezogen. Es ist eine nüchterne Objekt- oder Berichtssprache, die mit Abwertung und Provokation einhergeht. Hier steht ein auf Versachlichung, aber auch auf Streit und Konflikt ausgelegter Sprachansatz, der den oder die Andere*n austestet, einem auf Harmonie und Verständnis bezogenen gegenüber.

Indem Guggenbühl die Codes männlichen Verhaltens und Sprechens mit vielen Beispielen entschlüsselte, bot er in seinem Vortrag Wege des Verstehens und pädagogischen Handelns an, die Jungen, insbesondere jene mit Migrationshintergrund, (heraus-)fordern und fördern. Er geht in seiner therapeutischen und pädagogischen Praxis auf die anderen Bedürfnisse von Jungen ein, bietet eine Projektionsfläche für Provokationen und bringt Jungen mit Hilfe methododramatischer Elemente aber auch realer Stadterkundungen zur Sprache, zum Handeln und zur Entfaltung. Guggenbühl stellte in seinem Vortrag zwar keinen himmlischen Spaziergang aber einen geerdeten Prozess gelingender Sozialisation von Jungen vor.

Literaturhinweise:

Guggenbühl, Allan: Was ist mit unseren Jungs los? Hintergründe und Auswege bei Jugendgewalt, Verlag Kreuz 2011.

Guggenbühl, Allan: Kleine Machos in der Krise. Wie Eltern und Lehrer Jungen besser verstehen, Herder 2009.

Guggenbühl, Allan: Männer, Mythen, Mächte. Ein Versuch, Männer zu verstehen. Zürich 1998.